

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1930.



Welch eine ungeheure Zeit ist anbrochen! Die Weltgeschichte geht im Flug. Wenn der Hintende die Staatsmänner von Europa sich näher ansieht, kann er sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Da sitzen die Franzosen

und die Engländer, Briand und Macdonald, an ihrem politischen Schachspiel. Jeder überlegt sich, wie er den anderen matt setzen kann — und sie meinen, das Spiel, das sie spielen, sei die Weltgeschichte. Bilden sich wahrhaftig ein, sie könnten mit ihrem Witz und ihrer Schlaueit die Geschehnisse nicht bloß ihrer Völker, sondern die des ganzen Europa und womöglich der ganzen Welt entscheiden. Und dabei fährt schon aus unheimlichen Tiefen drunten in der Erde die Riesenfaust herauf, die ihren Tisch, an dem sie sitzen, mitsamt ihrem fein ausgestellten Schachspiel umstößt, daß ihre Figuren in alle Winde fliegen und die Spieler mitsamt den Figuren. Und das Schicksal steht groß und ehern über diesem zusammengeworfenen Spiel der Klugen und sieht seine neue Welt heraufziehen, von der noch niemand sagen kann, wie sie aussieht, und wer darin der Herr oder die Herren sind.

Drum erzählt der Hintende nicht bloß von seinem armen deutschen Volk, das eine der Schachfiguren auf dem Brett der zwei Schachspieler ist, sondern seine Blicke gehen weiter hinaus, vor allem nach dem Osten, in dem sich Neues und Ungeheueres vorbereitet. Es ist noch dunkel, was daraus werden wird. Aber sicherlich zieht dort im Osten das Wetter auf, das mit seinem Blitz und seinem Donner in kurzer Zeit das alte Europa erschrecken und — wer weiß? — in seinen Grundfesten erschüttern wird.

Aber der Gang ins Weite fängt bei der Heimat an. Der geneigte Leser weiß, daß im Juni 29 die deutsche Reichsregierung wohl oder übel den sogenannten Youngplan als die „Grundlage für die Konferenz der Regierungen“ der Völker Europas hat annehmen müssen. Und nun war die Frage, wo diese Konferenz zusammenzutreten solle, auf der die ehemaligen Feinde die eisernen Fesseln, die zu Paris geschmiedet worden waren, dem armen Michel anlegen wollten. Es gab erst eine schöne Raubhalgerei darob. In London wollte man zusammenkommen — aber der Franzose schrie: „Nein! Da wird Macdonald Präsident — und dem trauen wir nicht!“ Sie

meinten, man könne ja nach Brüssel gehen. Da hat aber doch der Michel so viel Schneid gehabt, zu sagen: „Da gehe ich nicht hin! Wo noch so viel Haß gegen mich ist, lasse ich mich nicht sehen!“ Der Meister Poincaré erreichte es schließlich, daß man im Haag zusammentam. Freilich, das war keine sehr schöne Aussicht. Was im Haag bis jetzt beschlossen worden ist, hat allemal verzweifelt ausgesehen wie ein Riemen, den man aus der Haut des Michel herausgeschnitten hat. Drum konnte der Michel gleich sich sagen: „Auch diesmal wird's wieder um Kopf und Kragen gehen!“ So ganz daneben geschossen hat er mit dieser Meinung nicht.

Es hat sich in der Haager Konferenz darum gedreht, ob die Herren Gegner wenigstens eine einzige Gegenleistung gegen die ungeheuren Zahlungen geben werden, die sie Deutschland auf seinen schon tief genug heruntergebogenen Knien legen wollten: die Räumung der Rheinlande. Und noch etwas wollte der deutsche Außenminister Stresemann: die Saar sollte befreit werden! Hei, was haben sich da die Franzosen gewunden und gedreht. Erst hat sich der Poincaré mächtig aufge-



Die politischen Schachspieler sehen nicht die gepanzerte Schicksalsfaust aus der Tiefe fahren.

blasen: „Verhandelt wird nur dann, wenn der Youngplan unwiderruflich auf die kommenden 60 Jahre hinaus angenommen wird!“ Daß sich die Deutschen nicht unterstehen, etwas davon zu piepsen, daß dieser „heilige“ Raubzug jemals

durch irgend eine Revision abgebrochen oder abgebrochen werden könne! Wie wenn der Herr Poincaré von dem Herrgott einen Wechsel für die Zukunft erhalten hätte, daß sechzig Jahre lang alles so bleibt, wie sich's die Franzosen eingebildet haben! Und dann sagten die Franzosen: „Ja, wir räumen die Rheinlande nur dann, wenn wir ‚Sicherheit‘ haben, daß im Rheinland nicht ein einziger deutscher Soldat oder eine einzige



Der französische Minister Briand sah sich schon auf dem Stedenpferd „Pancuropa“ sitzen und der Britannia eine Nase drehen.

deutsche Kanone oder ein einziger deutscher Festungswall zu sehen sein wird — ‚auf ewige Zeiten!‘ Und daß ja der Deutsche nicht einmal verlohnen etwas von Militär ins Rheinland hineinschmuggelt, muß eine ‚Feststellungskommission‘ eingerichtet werden, die sorgfältig das Rheinland überwacht. Damals ist dem Hintenden doch die Galle ins Blut gestiegen. Kann dieser Nachbar nie aufhören, seine Schnüffelnase in alles deutsche Leben und Treiben hineinzustecken? Müssen wir Deutschen ewig die Spitzhuben bleiben, die unter Polizeiaufsicht stehen? Ja, das möchte den Poincaré und Konjorten so passen, den Haselstod des Schulmeisters über dem Rücken des geduldigen deutschen Michels zu halten und immer wieder einmal diesen Rücken etwas zu zwicken. Und drum haben die Deutschen nicht allzu vertrauenselig der Haager Konferenz entgegengekehrt. Indes war Herr Poincaré doch nicht allmächtig. Es gab andere französische Staatsmänner, die schauten ein wenig weiter. Und dachten, man dürfe es mit Deutschland nicht ganz und gar verschütten. Man könne nicht wissen, wie lang die englische Freundschaft halten werde. Und dann sei es am Ende doch brenzlich, wenn man den gutmütigen Michel zu arg gereizt habe. Er könnte vielleicht gefährlich werden. Drum hat der kluge französische Außenminister auf einmal wunderschöne Veröhnungslieder zu

singen angefangen. Nicht bloß mit Deutschland solle jetzt endlich gründlich Friede gemacht werden, sondern ganz Europa müsse sich eng zusammenschließen. Und mit großer Rührung redete er von einer glorreichen Zukunft, die er sehe: Es müsse ein Staatenbund geschlossen werden, der den Namen ‚Vereinigte Staaten von Europa‘ tragen solle. Dann sei eitel Friede und Glück in der Welt, und die gebratenen Tauben müßten allen den braven Europäern in den Mund fliegen. Der Hintende weiß nicht, ob eine Träne der freudigen Rührung in den Augen des Herrn Briand gesuntelt hat, als er seine Arme ausbreitete und zu den Völkern Europas rief: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen europäischen Welt!“ Jedenfalls hat er sich die Sache so gedacht, daß man alle Völker des europäischen Festlands zusammenleimt, wie ein geschidter Schreiner das macht: dann wird das Ganze ein Stedenpferd mit so und so vielen Köpfen. Gallia seine Freiheitsmütze, Italien seinen Hahnenfederhut, Deutschland natürlich die Zispfelle, recht tief über die Augen heruntergezogen, damit es nicht sieht, wie gründlich es für Narren gehalten wird. Aber auf dem Stedenpferd sitzt der Franzose und galoppiert recht lustig in der Gegend herum und dreht dabei seinem Nachbar über dem Kanal, dem John Bull, eine Nase: „Eisch! Ich hab's gewonnen. Frankreich ist der führende Kopf und der herrschende Geist in den Vereinigten Staaten von Europa, und ihr Engländer könnt draußen bleiben!“ Ja, der Herr Briand kann gut rechnen — und noch besser reden. Drum loht er auch die Gimpel auf seinen Leim. Aber diesmal sieht es nicht ganz so aus, als ob die Völker Europas sich vereinigen wollten den schönen Augen des Herrn Briand zu liebe. Man merkt die Absicht — und man wird verstimmt, so hat's schon damals recht deutlich geheißt, als man nach Haag ging. Und das Lied des Herrn Briand hat keine sehr fröhlichen Ohren gefunden.

Am 6. August kam die Konferenz im „Binnenhof“ — das ist das Regierungsgebäude — im Haag zusammen. Von Deutschland waren Stresemann, Hilferding, Curtius und Wirth gekommen, von Frankreich Briand, der inzwischen Ministerpräsident geworden war, Chéron und Loucheur, von England Henderson, Snowden und Graham, von Italien Grandi, von Japan Adatschi, von Belgien Jaspar. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten nur einen „Beobachter“ entsandt. Verdrossen waren die Polen, die auch gern dabei gewesen wären und dem deutschen Michel eins mit der Reitpeitsche übergezogen hätten. Aber sie mußten draußen bleiben! Und nun erhob sich ein wunderliches Schauspiel, das den Hintenden hätte zum Lachen bringen können, wenn nicht das arme Deutschland die Kosten dieser Lächerlichkeit hätte tragen müssen. Gleich zu Beginn sind sich die Franzosen und die Engländer in die Haare geraten. Der Engländer Snowden warf den Franzosen vor, daß sie sich den Löwenanteil an all den deutschen Tributzahlungen sicherten. England habe bis jetzt dazu geschwiegen. Aber jetzt sei ihm der Geduldsfaden gerissen. „Was zu arg ist, ist zu

arg!
„ung
jäh
alle
den
Wül
land
sich
man
engl
„Wi
uns
Es
wie
wie
schen
gabe
Schl
durd
deru
Land
über
Deu
Dem
saku
Häl
30
den
300
dran
geich
erste
zog
schw
Stiel
und
der
Stei
brin
so u
dem
einig
wan
drun
Deu
so g
ihre
man
Eng
verst
Rhe
„Sch
Der
sei
End
der
wir
fried
und
ten
Nie
imm
Tru
weit
Tra
ein

arg!“ Die Franzosen wollten nämlich von dem „ungehörten Teil“ der deutschen Schuld, der jährlich 660 Millionen beträgt und der unter allen Umständen von den Deutschen bezahlt werden muß, nicht mehr und nicht weniger als 500 Millionen haben, also beinahe alles. Und England sollte davon gar nichts kriegen. Echt französisch! Sie nehmen gleich die ganze Hand, wenn man ihnen den kleinen Finger gibt. Und — echt englisch war's, als der Herr Snowden sagte: „Wir verstehen uns aufs Geschäft. Und wo man uns an den Geldbeutel kommt, werden wir eifrig!“ Es war ein Schauspiel für Götter und Menschen, wie auf einmal die edlen „Freunde und Brüder“ wie zwei bissige Rötter um den Knochen der deutschen Millionen herumkämpften. Alles andere gaben sie einander, nur keine guten Worte. Schließlich setzte der Engländer seinen dicken Kopf durch. Bis zu 80 Prozent erreichte er seine Forderung, und wie er heimtam, haben ihn seine Landsleute schier zu Tode umarmt vor lauter Glück über seine Hartnäckigkeit. Kein Wunder! Deutschland hat doch schließlich die Zehne bezahlt. Denn es mußte sich dazu verstehen, von den Besatzungskosten in eine gemeinsame Kasse die Hälfte der hierfür vorgesehenen Summe, nämlich 30 Millionen, zu bezahlen. Ferner hätte es durch den Uebergang vom Dawesplan zum Youngplan 300 Millionen gewinnen sollen: die mußte es drangeben. Endlich wurde die Summe der „ungehörten“ Jahreszahlungen erhöht für die ersten sechs Jahre. Kurzum: der arme Michel zog an seinem Reparationskarren, der schon so schwer war, daß er ihn kaum mehr von der Stelle brachte. Und die „Siegerstaaten“ kamen und jeder warf noch einen Stein drauf: „Kann der Michel so viel ziehen, so liegt auch an meinem Stein nichts. Den soll er nur auch noch vorwärts bringen.“ Dabei hängt dem armen Schächer schon so wie so die Zunge vor Ueberanstrengung aus dem Munde heraus. Und man kann's sich bei einigem guten Willen schon heut ausrechnen, wann er in seinen Riemen zusammenbricht. Und drum ist's kein Wunder, wenn man die nach Deutschland heimkehrenden Staatsmänner nicht so gewaltiglich gefeiert hat wie die Engländer ihren Bulldogg Snowden. Nur eins hat Stresemann fertig gebracht — und dazu hat ihm der Engländer stark geholfen — die Franzosen haben versprechen müssen, bis spätestens 30. Juni das Rheinland zu räumen, ohne daß sie ihre „Schnüffelkommission“ bewilligt bekommen haben. Der Engländer hat einfach erklärt: Die Räumung sei nicht mehr als recht und billig; er gehe bis Ende 29 aus Deutschland fort. Jetzt hat auch der dickköpfigste Franzose sich sagen müssen: „Wenn wir nicht mitmachen, so heißen wir der Störenfried von Europa, wie einst der Deutsche — und das ist nicht gut, wenn man die „Bereinigten Staaten von Europa“ gründen will!“ Gute Miene zum bösen Spiel haben die Staatsmänner immer machen können, wenn sie noch einen Trumpf im Hintergrund hatten.

Freilich — die armen Saarländer müssen weiter harren auf den Tag ihrer Erlösung. Die Franzosen möchten bis zur Abtimmung, die in ein paar Jahren erfolgen soll, noch so viel als

möglich aus dem Land herausziehen und machen allerhand Ränke und Schwänke, wenn die Deutschen im Saarland noch so entschlossen ihnen sagen: „Wir sind deutsch und bleiben deutsch!“ Schade, daß man den unliebamen Eindringlingen den Stuhl nicht vor die Türe setzen kann. Aber wer keine Macht hat, der hat kein Recht. Und so heißt's halt für die Saar: Gedulde dich! Das Aushalten haben die Deutschen in den vielen Drangsalzeiten, die hinter ihnen liegen, leider gründlich genug gelernt.

Als Stresemann und seine Gehilfen von der Haager Konferenz zurück kamen, war nicht eitel Freude in Deutschland. Es gab Leute, die meinten, sie hätten es besser getonnt und sich nicht so arg hinters Licht führen lassen. Und so hat der Geheimrat Hugenberg eine große Bewegung im deutschen Volk angefangt. Man solle diesen Youngplan nicht annehmen. Der mache das deutsche Volk auf 60 Jahre zum Sklaven der Feinde. Deutschland solle einfach einen steifen Nacken machen und sagen: „Wir tun nicht mit!“ Hugenberg wandte sich an das deutsche Volk und schlug ihm vor, es solle ein „Volksbegehren“ einbringen. Das heißt, der Reichstag solle ein Gesetz schaffen, nach dem die Reichsregierung allen ehemaligen Feinden mitteilen müsse, das Kriegsschuldbekenn-



Der arme Michel zieht an seinem Reparationskarren, daß ihm die Zunge aus dem Munde hängt.

nis, das wir uns im Vertrag von Versailles haben abzwängen lassen müssen, sei null und nichtig. Die besetzten Gebiete müßten ohne weiteres sofort geräumt werden, einerlei, ob die Beschlüsse der Haager Konferenz angenommen werden oder nicht. Neue Lasten, besonders die, welche auf der Pariser Konferenz beschlossen worden waren, dürften nicht übernommen werden, und „Reichskanzler und Reichsminister und son-

stige Bevollmächtigte des Deutschen Reiches, mühten gegen diese Weisungen verstoßen würden, mühten wegen Landesverrats mit Zuchthaus bestraft werden.“ Mit dieser letzten Bestimmung hatte er arg über das Ziel hinausgeschossen. Denn ob man mit der Politik Stresemanns einverstanden ist oder nicht — das eine muß man ihm zugeben, daß er's ehrlich und treu gemeint hat, und daß er sein Bestes getan hat, um Deutschland wieder auf die Füße zu stellen. Ihn als einen Hoch-



Der arme Michel kriegle von seinem Liquidationsbrokkoli kaum eine schmale Rinde.

verräter zu brandmarken — das ging den meisten Deutschen über die Hut. Es gab einen heftigen Streit für und wider das Volksbegehren in Deutschland. Die Regierung griff ein. Denn sie wollte sich ihrer Haut wehren. Damals hat der Hintende einen Trauerslor an seinen Dreispiz gehängt, weil immer wieder die Deutschen nicht einig werden können und sich selber gegenseitig das Grab schaufeln mit ihren Händen, statt zu sehen, wie sie miteinander der bösen Zeiten Herr werden können. Als es zur Abstimmung kam, hatten etwas über 10 Prozent der Bevölkerung sich für das Volksbegehren eingezeichnet. Das scheint nicht viel zu sein. Aber wenn man bedenkt, mit welchen scharfen Mitteln die Reichsregierung gegen das Volksbegehren getämpft hatte, muß man doch ehrlicherweise anerkennen: es war ein guter Teil des deutschen Volkes! Jedenfalls mußte nun das sogenannte „Freiheitsgesetz“ dem Reichstag vorgelegt werden, und dann mußte das deutsche Volk befragt werden, ob es dies Gesetz annehme. Der Reichstag lehnte mit sehr großer Stimmenmehrheit das Gesetz ab. Dann kam der „Volksentscheid“ am 22. Dezember. Von 42 Millionen Stimmberechtigten stimmten 5 Millionen dafür. Damit war es abgelehnt. Der Hintende weiß, daß die Männer um Hugenberg in der ehrlichsten Meinung gekämpft haben. Sie dachten, wenn die Deutschen einmal den Mut nicht mehr auf dem hohen Ross sitzen und würden mildere Saiten aufziehen. Aber der Hintende

glaubt nicht so recht an die „milderen Saiten“. Er denkt, es wäre dann einfach das alte sogenannte Dawesabkommen wieder in sein Recht treten. Und wir haben ja die Summen, die dort gefordert worden sind, nicht bezahlen können. Was dann? Und der Hintende dachte an die Rheinländer, die sich auf ihre Befreiung gefreut hatten. Sollten die dann weiter in ihren Fesseln schmachten müssen? Es ist eine bittere Frage: Wer hat das Rechte gesehen? Wie immer in solchen Zeitläufen, steht man vor einem schwarzen Dunkel, in das kein Licht hineinfällt.

Jedenfalls war ein kleines Licht in diesem Dunkel, als die Franzosen am 30. November die zweite Zone des besetzten Gebietes räumten und auf dem Ehrenbreitstein vor Koblenz die französische Tricolore sank. Um Mitternacht wurde am „deutschen Eck“ in Koblenz die deutsche Fahne aufgezogen, von Raketenfeuer umfunktelt, und zum Nachthimmel hinauf klang es aus viel tausend Röhren: „Großer Gott, wir loben dich!“ Ebenso sind die englischen Truppen aus dem Rheinland abgezogen. Am 12. Dezember wurde in Wiesbaden an die Stelle der britischen Flagge die deutsche Fahne gehißt.

Eine bittere Enttäuschung für Deutschland aber war die sogenannte Freigabe des von den Engländern und den Polen beschlagnahmten deutschen Privatvermögens. Diese war in der Haager Konferenz feierlich zugesagt worden. Aber es hieß auch hier wieder: „Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt!“ Die Engländer hatten das in England liegende deutsche Privateigentum während des Krieges beschlagnahmt. Die englischen Staatsangehörigen, die durch die Deutschen geschädigt worden waren im Kriege, sollten daraus entschädigt werden; nachdem die Geschädigten ihr „Sach“ bekommen hatten, war noch ein schönes Stückchen übrig geblieben: etwa 280 Millionen Mark. Das sollte nun den Deutschen zurückgegeben werden. Aber der englische Finanzminister Churchill hatte diese nahezu 300 Millionen einfach in den Staatshaushalt übernommen und bis auf etwa 60 Millionen ausgegeben. Darum erklärte Churchills Nachfolger Snowden kaltblütig: „Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren! Uns fällt's gar nicht ein, diese 280 Millionen wieder herzugeben. Ausgegeben ist ausgegeben. Und damit basta!“ Was blieb übrig? Wieder haben die Deutschen sich duden müssen. Ihre 280 Millionen blieben in England. Snowden versprach nur, das deutsche Eigentum, das noch nicht zu Wasser geworden war, zurückzugeben. Es betrug etwa 40 Millionen Mark. Außerdem versprach er, für besonders dringende Fälle noch 100 Millionen „bereitzustellen“. Die sollte dann ein besonderer Gerichtshof verteilen unter die Deutschen, die ihre leeren Taschen wiesen. Ebenso schmählich haben die Polen es gemacht. Sie haben das deutsche Grundeigentum in Westpreußen ruhig weiter unter den Hammer gebracht und dafür Preise bezahlt, die nicht einmal ein Drittel des wirklichen Wertes der deutschen Güter darstellten. Und dazu haben die deutschen Grundbesitzer noch die Kosten des „Liquidationsverfahrens“ bezahlen

müß
Tisd
chen
bew
wol
Stil
lich
Das
und
Eng

wie
Unt
Völ
Kon
wur
lau
Bri
„Si
Das
stor
sie
rüft
geu
sche
die
in
schä
rüft
ter
der
ver
m

St
lan
Be
ein
St
Ar
Be
sch
Rf
jub
das

er
das
au
Ge
Re
üb

vo
des
we

me
„3
Ne
W
au
de
ab
de
D
„7

müssen. Da ist der arme deutsche Michel am Tisch gefessen und hat auf das magere Brotlaibchen geguckt, das ihm in der Haager Konferenz bewilligt worden war. Und wie er's hat nehmen wollen, haben der Engländer und der Pole ein Stück ums andere heruntergeschnitten, bis schließlich kaum noch eine Rinde übrig geblieben ist. Das ist der vielgerühmte „Kampf für das Recht und die Gerechtigkeit“, den einstens anno 14 die Engländer angefangen haben.

Mit Deutschland kann man eben umspringen, wie es einem paßt. Denn es hat keine Waffen. Und drum war auch die Zusammenkunft des Völkerbundes im September eine lächerliche Komödie. Der Engländer Macdonald hielt eine wunder schöne Rede, in der es nur so troff von lauter Friedensversicherungen. Der Franzose Briand sang sein altes Liedlein: Frankreich müsse „Sicherungen“ haben. Warum und gegen wen? Davon sagte er nichts. Und als der Graf Bernstorff wieder von der Abrüstung sprach, zeigten sie alle die kalte Schulter. Warum denn abrüsten? Der schlimmste Feind war ja zu Boden geworden: Deutschland! Man hatte dem deutschen Adler den Schnabel und die Klauen und die Fänge gestutzt, ihn in Ketten gelegt und in einen eisernen Käfig gesperrt. Der war unschädlich. Darum konnte man ruhig draußlos rüsten und sich bis über den Kopf hinaus in lauter Eisen hüllen. Die schöne Rede Stresemanns, der sagte: „Wir wollen jede Kriegsmöglichkeit verhindern, darum wollen wir abrüsten“, ist mit vornehmem Schweigen angehört worden.

Wenige Tage später, am 3. Oktober, ist Stresemann gestorben. — Es ist in Deutschland eine große Trauer um diesen schweren Verlust gewesen. Und mit Recht. Er war einer der wenigen wirklich bedeutenden Staatsmänner, die Deutschland nach dem Krieg hervorgebracht hat. Sein Ziel hieß: Befreiung Deutschlands. Keiner hat dies Ansehen im Ausland genossen wie er. Und die Rheinländer, die jetzt um ihre Befreiung jubeln dürfen, müssen es ihm danken. Denn das ist sein Werk. „Nehmt alles nur in allem — er war ein Mann!“ jagt der Hintende. Daß er hart und viel angefeindet worden ist, zeigt, daß er wirklich ein Mann war. Denn nur aufrechte und ganze Männer haben solche Gegner wie er. Der Hintende grüßt den Redlichen und Tapferen mit stillem Gedanten übers Grab hinaus.

An seine Stelle trat Dr. Curtius, der von dem bedeutenden Geist Stresemanns in dessen politische Gedanken und Pläne für die weitere Zukunft eingeweiht worden ist.

Er konnte gleich zeigen, was er von Stresemann gelernt hatte. Denn nun kam die „zweite Haager Konferenz“, die gleich nach Neujahr 30 zusammentrat und den genauen Vertrag über die Zahlungen Deutschlands aufzusehen hatte. Der Youngplan wurde mit dem schönen Titel „Neuer Plan“ geschmückt — aber es war wie oft bei schönen Titeln. Sie decken die Armseligkeit nur unzulänglich zu. Der Hintende hofft aufs innigste, daß dieser „neue Plan“ bald ein „alter“ oder noch besser

ein „veralteter Plan“ genannt werde. Denn es wird sich bald herausstellen, daß auch dieser Plan wie sein Vorgänger, der Dawesplan, eine richtige „Planlosigkeit“ zur Mutter hat. Einsteilen aber tut die ganze Feindwelt so, als ob der „neue Plan“ für sie ein halbes Jahrhundert lang Deutschland zu der milchreichen Kuh machen werde, der sie die Milch eimerweise abzapien können. Nun — wir werden ja sehen, ob's die Kuh aushält auf die Dauer: Milch zu geben, ohne daß man sie gründlich füttert! Der Hintende weiß nur von Kühen, die unter dieser Prozedur Hungers gestorben sind. Und ist die Kuh tot, so gibt's keine Milch mehr. Drum werden auch die Herren Feinde, wenn sie überhaupt Milch wollen, die Kuh schonen müssen und in Gottes Namen mit ein bißchen weniger Milch vorlieb nehmen müssen. Item, im Haag hat man eine große Bank einzurichten beschloßen, die man „Bank für internationale Zahlungen“ getauft hat, abgekürzt BIZ. Dorthin müssen die deutschen Fronslaven ihre Gelder einbezahlen, und die Bank „verwurstelt“ das Geld. Der Hintende will seinen Lesern es ersparen, die Einrichtung dieser Bank in das einzelne hinein zu schildern. Wozu sollen sie die Folterinstrumente sich beschreiben lassen, mit denen man ihnen ihr Blut abquält? Aber das muß der Hintende sagen, daß der Reichsbankpräsi-



Der deutsche Adler sitzt im Käfig — nun können die andern munter draußlos rüsten.

dent Dr. Schaacht eines Tages sein Amt niedergelegt hat, weil er sagte, er könne es nicht verantworten, einem solchen Plan seine Zustimmung zu geben! Da hat ganz Europa den Mund aufgesperri! Wenn ein solcher großer Finanzmann sagt: „Es geht auf keinen Fall“ — sollte eigent-

lich die Welt Vernunft annehmen. Aber es ist und bleibt so, wie einer unserer Dichter gelagt hat: „Vernunft ist stets bei wen'gen nur gewesen!“ Und vorab, wenn es sich ums Krapsen handelt, fliegt die Vernunft traurig davon, und die wilde Leidenschaft bleibt. Lang hat man sich den Kopf zerbrochen darüber, wo die V.V. hinkommen soll. Die Franzosen und die Belgier und die Engländer hätten sie gar zu gern gehabt. Aber keiner hat dem anderen getraut. Jeder hat gedacht:



Der Hinkende legt in stiller Trauer einen Kranz auf Stresemanns Grab.

„Wer am nächsten im Rohr sitzt, schneidet sich die besten Pfeifen!“ Drum ist die Bank schließlich nach Basel gekommen. Der Präsident davon ist ein Amerikaner namens Mac Garrah, und Generaldirektor ist ein Franzose, Quesnay, geworden. Die Deutschen haben sich dagegen gesperrt, aber was hat's ihnen geholfen? Das Kalb wird nicht gefragt, wer es mekzt! Einer der Mitdirektoren darf ein Deutscher sein. Damit müssen wir zufrieden sein. Daß diese Herren Präsidenten und Direktoren keine geringen Gehälter kriegen, kann sich der geneigte Leser denken. Der Michel zahlt's ja. Von dem seinem Schweiß kann man sich getrost mästen!

Eine andere Frage, die man im Haag hat entscheiden müssen, war die Frage der „Sanktionen“. Die Franzosen haben diesen wunderschönen Namen einstens konntent und die armen Ruhrleute dafür gepeinigt worden sind. Jetzt haben der Herr Tardieu und der Herr Briand und alle die Gefolgleute wieder das Maul aufgerissen und gefragt: „Was geschieht, wenn die Deutschen auch unter dem neuen Plan' eines Tages nicht zahlen? Dürfen wir dann wieder Sanktionen anwenden?“ Das heißt: dürfen wir dann wieder ins Rheinland einmarschieren und die böswilligen

Schuldner schikanieren? Die deutschen Gesandten sind darüber schier aus dem Häusle gekommen. „Was ist denn das?“ haben sie gefragt. „Herr Briand, wo bleibt denn Ihr großartiger Veröhnungsgedanke? Wozu haben wir denn zu Ihrem Locarno- und Thoitz-Vertrag ja gesagt? Wozu haben wir uns jetzt in die Fronsessel Ihres schönen neuen Planes einspannen lassen? Wozu sind wir denn die gutmütigen Jodels, denen Sie mit Ihren Helfershelfern das Fell über die Ohren ziehen dürfen, ohne daß wir uns müßen? Auch noch Sanktionen?“ Und in der Heimat hat's geheizen: „Wenn die Franzosen das Recht auf Sanktionen in den Vertrag hineinschreiben, dann sagen wir endgültig nein. Dann werden wir auch einmal bodbeinig.“ Drum hat der Franzose schließlich seine Plöde etwas zurücksteden müssen. Es hat ihm gar nicht in seinen Kram gepaßt. Aber er hat gemerkt, daß auch dieser gutmütige Michel an das Ende seiner Gutmütigkeit getrieben worden war. Das Biest konnte am Ende wild werden — darum muß man mit der Geißel sachte tun. Und so ist denn ein ganz vezwickter Paragraph in den Vertrag aufgenommen worden, der ungefähr besagen sollte: „Wenn in Deutschland einmal eine Regierung ans Ruder kommt, die die alljährlichen Fronzahlungen verweigert, soll die Angelegenheit vor das Schiedsgericht des Völkerbundes kommen. Und sagt dieses Schiedsgericht, daß die Zahlungsverweigerung eine Böswilligkeit der Deutschen sei, dann hat jeder Staat wieder seine Handlungsfreiheit!“ Prachtvoller Diplomatenatz! Den kann jeder auslegen, wie er will. Man kann ihm ein Duzend wächserne Nasen drehen. Drum hat auch der Deutsche im Reichstag gesagt: „Sanktionen gib't nicht mehr. Wir haben recht behalten!“ Und der Franzose hat in seiner Kammer gesagt: „Wenn der Deutsche bodt, dürfen wir wieder befehen! Wir haben's gewonnen!“ So geht's in der Welt zu: Man macht sich gegenseitig einen blauen Dunst vor und denkt im Stillen, es wird so weit doch nicht kommen! Der Hinkende glaubt's auch, daß es soweit nicht kommt. Zum Trutztopfmachen sind wir Deutsche nicht härbeißig genug. Ja, wenn es die Engländer angeinge... Auf die und ihren Bulldoggenmut hat der Hinkende immer einen stillen Reid. So hat man denn Ende März im Deutschen Reichstag den „neuen Plan“ angenommen. Und die Franzosen haben auch „ja“ dazu gesagt. Nicht einmal gegen die Räumung des Rheinlandes haben sie viel eingewendet. So gar die Generäle der Franzosen haben den Mund gehalten, als man ihnen sagte, sie müßten jetzt vom schönen Rhein abziehen. Merkwürdig, gelt? Nun, sie haben darauf vertraut, daß ihr Kriegsminister Maginot eine großartige Festungslinie an der französischen Ostgrenze bauen läßt, von Calais bis Belfort. Lauter Schützengräben, Betonunterstände, Luftschiffstationen und was sonst noch zu der Mordmaschine des Krieges gehört. Durch diesen eisernen Haag, mit dem Frankreich unntwakt wird, kommt keine Maus durch, geschweiae denn ein Mensch. Nun ist man „sicher“ da drüben vor den deutschen Spikhuben, wenn die es sich eines Tages einfallen lassen wollten, das unschuldige Kind Frankreich anzugreifen!

Wär
lache
nicht
Wökt
und
dich
als
wir
wen
?
Par
Bökt
denn
biets
geta
Offi
wir
Und
hat
eine
Deu
genc
Aus
Sie
anlo
zerst
die
verk
sich
Fra
Deu
an
Gese
sond
jesu
sich
Sie
Abe
?
jekt
Zub
Es
lang
Hor
der
Tag
?
Ta
Geg
Wo
sche
Zor
let
ist
übe
ihn
rief
mer
Und
Da
ber
bla
hen
wer
ipa
äch

Wär's nicht so traurig, könnt' man darob lachen. Aber dem Hintenden ist es wahrhaftig nicht ums Lachen, eher ums Weinen. Europa — Völkerfriede — Verböhnung zwischen Deutschland und Frankreich — wo bleibt ihr? „Magst du nie dich zeigen der bedrängten Welt? Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt!“ so haben wir einst als Studenten von der Freiheit gesungen. Das wird allezeit das Lied der armen Menschheit sein, wenn das Wort „Friede“ ausgesprochen wird.

Als der „neue Plan“ in den verschiedenen Parlamenten „ratifiziert“, das heißt: von den Volksparteiern gutgeheißen worden war, haben denn auch die Franzosen aus den besetzten Gebieten abrüden müssen. Gern haben sie's nicht getan. Und einer und der andere der höheren Offiziere hat bisjig gesagt: „Wer weiß, wie bald wir wiederkommen? Den Weg wissen wir ja!“ Und an allerlei kleinen Flohstichen zum Abschied hat's auch nicht gefehlt. Da ist z. B. in Trier eine Luftschiffhalle gestanden. Die hätten die Deutschen recht gern gegen eine gute Bezahlung genommen. Man hätte eine Markthalle oder eine Ausstellungshalle draus machen können. Nein! Sie haben sie nicht kriegen dürfen. „Luftfahrtanlagen in der entmilitarisierten Zone müssen zerstört werden,“ hat's geheißen, und man hat die Halle einem Elsässer zu einem Schleuderpreis verkauft — zum Abbrechen. Warum zum Schluß solche Unfreundlichkeiten? denkt der Hintende. Frankreich kann vielleicht die gute Nachbarschaft Deutschlands bald einmal recht nötig haben. Daran hätte es denken können und sagen: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft nicht bloß, sondern schaffen sehr oft die ersten Voraussetzungen zu der Freundschaft!“ Aber die französischen Generäle denken nicht sehr weit hinaus. Sie können nur eins: mit dem Säbel rasseln! Aber so macht man keine Politik.

Am 30. Juni ist also wirklich das ganze besetzte Deutschland frei geworden! Da hat's ein Jubeln gegeben durch ganz Deutschland hindurch. Es ist dem Hintenden vorgekommen, als sei eine lange wüste kalte Nacht vorübergegangen und am Horizont leuchte ein erster lichter Schein kommender Sonne auf. Wird jetzt ein neuer deutscher Tag anbrechen?

„Ach! Vorerst sieht's nicht sehr gewaltig nach „Tag“ aus in dem armen Deutschland. Im Gegenteil! Dem Hintenden ist, als höre er das Wort aus dem Goethe'schen „Faust“: Die Nacht scheint tiefer tief hereinzusinken! Nur daß die Fortsetzung fehlt: „— allein im Innern strahlet helles Licht!“ Weder draußen noch drinnen ist viel Licht zu sehen. Zwei große Nöte liegen über unserer Heimat — und anstatt daß wir mit ihnen fertig werden, wachsen sie von Tag zu Tag riesenhafter in die Höhe. Dem Hintenden kommen sie vor wie zwei böse Geister, die aus der Unterwelt aufgestiegen sind; von Feuerglut und Dampf umwallt. Und nun reden sie ihre krallenbewehrten Tagen über den deutschen Boden und blasen feurigen Rauch aus der Nase. Sie heißen: Schulden und Arbeitslosigkeit! Schulden — wer hätte gedacht, daß das solche, fleißige und sparsame deutsche Volk einmal unter dieser Geißel ächzen müsse? Und doch ist es so: der preußische

Finanzminister Höpfer-Wschoff hat ausgerechnet, daß die gesamte deutsche Wirtschaft ungefähr 61 Milliarden Schulden habe. Der geneigte Leser schreibe einmal diese Summe mit Zahlen vor sich auf ein Stück Papier oder auf die Schiefertafel seines Söhnleins — so er eins hat! — dann werden ihm die Augen übergehen. Und das Deutsche Reich? Schon im Jahr 1928 war im „ordentlichen Haushalt“, also in den Summen, die wir aus Steuern einnehmen und die wir für unser tägliches Staatsleben ausgeben müssen, ein Fehlbetrag von 154,4 Millionen stehen geblieben, ohne daß dafür eine Dedung geschaffen werden konnte. Im Jahr 1929 ist der Fehlbetrag 310,6 Millionen groß gewesen. Dies Geld ist einfach auf Pump ausgegeben worden. So sind wir wie ganz lieberliche Hausväter am 1. Januar 1930 mit einer Schuld von 465 Millionen Mark dagestanden, statt daß wir Geld gehabt hätten, um unsere täglichen Ausgaben zu bestreiten. Die Steuern haben im Jahr 1929 75 Millionen weniger eingetragen, als im Voranschlag angenommen worden war! Wenn irgendeine Familie im Deutschen Reich merkt am Ende eines Monats, daß sie mit ihrem Monatseinkommen nicht ausgereicht hat, sondern hat Schulden machen müssen, so schlägt der Hausvater die Hände über dem



Der Finanzminister Hilferding hat den Reichsboten die Steuererhöhungsmurks vor die Nase gehalten, aber sie haben sie nicht schnappen können.

Kopf zusammen und sagt zu seinem Weib: „Nun hilft alles nichts. Nun müssen wir halt in Gottes Namen uns noch mehr einschränken. Sonst sind wir verloren!“ Im Deutschen Reich hat man erst viel zu spät so gesagt. Es sind Finanzminister da gewesen, die haben gemeint: „Ach, das Geld wird schon eines Tages zusammenkommen!“ Und haben drauf los gewirtschaftet, bis

sie mit einem Mal gesehen haben: „Oho, das Geld kommt nicht, aber — der Dalles kommt!“ Und da hat der Reichsfinanzminister Hilferding auf die Zündhölzchen seine Hand gelegt. Er hat die schwedische Zündholzfabrik, die unter Leitung von Zoar Kreuger steht, gebeten, sie solle dem Deutschen Reich eine Anleihe von etwa 500 Millionen Mark geben, zu etwa 6 1/2 Prozent. Dafür solle der Schwede das alleinige Recht auf Herstellung und Vertrieb der Zündhölzchen in



Die Germania hat den Finanzminister Hilferding mit samt seinem Zündholzmonopol zum Teufel gejagt.

Deutschland bekommen. Das heißt man ein Zündholzmonopol! So ist es geschehen am 21. Oktober. Ein Zündholzpaket kostet also jetzt statt 25 Pfennig 30 Pfennig. Von dem Gewinn bekommt das Reich 13 Mark für jede Kiste von zehntausend Zündholzpaketen, und, was noch übrig bleibt, wird zwischen dem Schweden und dem Reich in gleiche Teile geteilt. Die Zahlung der schwedischen Anleihe kommt aber erst im Laufe der Jahre 1930 und 1931. So ist die Finanznot geblieben. Der Minister Hilferding hat gemeint, mit einigen schönen Redensarten den Leuten im Reichstag dienen zu können, aber sie haben ihn ordentlich auf die Hühneraugen getreten. „Hier hilft kein geheiken. Und dazu hat der Reichsbankpräsident Dr. Schacht denen, die noch nicht sehen wollten, in einer Denkschrift gründlich die Zipseltappe von den Augen gerissen. Wenn so weiter gewurfelt werde, ginge alles hin, das war der Sinn seiner Ausführungen, rund und deutsch gesagt. Da hat es wunderbarlich berührt, wie der Finanzminister Hilferding im Dezember gekommen ist und davon gesprochen hat, man wolle die Einkommenssteuer senken. Das solle allmählich um 25% geschehen. Auch die Gewerbesteuer und die Grundvermögenssteuer und die Gesellschaftsteuer sollen allmählich ermäßigt werden. Es wäre ja höchst

notwendig gewesen, aber der Hintende hat damals gleich den Kopf geschüttelt und gedacht: „Wer glaubt, wird selig; wer mahlt, wird mehlig.“ Und die Reichsboten haben wohl gemerkt, daß die ganze Steuerenkung nur die Wurst war, die ihnen Herr Hilferding vor die Nase hielt, um sie gleich wieder aufzuziehen, wenn sie danach schnappen wollten. Wie man dann von den Wunderdingen einer Tabaksteuer und einer Biersteuer gesprochen und dabei verraten hat, daß das Reich rund 1700 Millionen Schulden hat, dann hat Frau Germania auf die eine Waagschale die 500 schwedischen Zündholzmillionen und auf die andere Waagschale die 1700-Schulden-Millionen gelegt und zum Herrn Finanzminister gesagt: „Ist das deine ganze Kunst?“ Da hat er Herzengeld geben müssen, was gibst, was gibst du?

Zum Finanzminister hat man dann den Dr. Moldenhauer gemacht. Der hat aber auch kein Gold aus Blei machen können, sondern hat Ende Februar statt von Steuerenkung von einer recht ansehnlichen Steuererhöhung gesprochen.

Das ist so gekommen: die zweite Not, von der der Hintende vorhin gesprochen hat, die Arbeitslosennot, ist ins Unermessliche gestiegen. Denn in der ganzen Welt ist schon seit dem Jahr 1928 ganz langsam eine „rückläufige Konjunktur“ eingetreten. Die Bestellungen sind immer kleiner geworden. Die Fabriken haben Waren auf Waren hergestellt, die nicht mehr abgenommen worden sind. Schließlich wie die Fabriklager voll geworden sind, haben die Fabrikanten gesagt: „Jetzt können wir nicht mehr weiter schaffen. Also müssen unsere Arbeiter entlassen werden!“ Und die armen Tröpfe, die fleißig und treu gearbeitet hatten, sind auf der Straße gestanden. Das ist von Monat zu Monat schlimmer geworden. Schließlich ist die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland auf die schwindelnde Höhe von 2-3 Millionen gestiegen. Es ist ein schwacher Trost, wenn man uns sagt, daß in Amerika sogar über 5 Millionen Arbeitslose sind und in England auch schon etwa 1,7 Millionen, also bald 2 Millionen — dabei ist England viel kleiner als Deutschland! Die ganze Welt ist in einer schweren wirtschaftlichen Krise drin. Ein Fabrikbetrieb um den anderen schließt seine Tore. Viele Geschäfte haben Bankrott machen müssen. Viele andere haben einen sogenannten Vergleich mit ihren Schuldnern eingegangen. Wo man hinschaut, ist kein Geld. Dagegen für Sorge und Not. Aber die Arbeitslosen kann man doch nicht verhungern lassen. Das wäre ein sauberes Volk, das seine Brüder in der Not stecken ließe. Drum haben wir bekanntlich die Arbeitslosenversicherung, die für diese Aermsten unter den Armen aufkommen soll. Aber die Versicherung hat so viel Geld nicht in ihren Kassen. Sie hat vom Reich Millionen über Millionen leihen müssen. Und das Reich, das die Millionen vorgestreckt hat, hat sie auch pumpen müssen. Denn das Reich ist ja schon von vornherein in den Schulden gesteckt. Drum hat man gesagt, so könne es nicht weitergehen. Erst hat man den Beitrag, den Unternehmer und Arbeiter für die Arbeitslosenversicherung zahlen müssen, von 3 auf 3 1/2% hin aufgesetzt. Das sollte am 31. März 30 wieder abgeschafft werden. Aber — o je! am 31. März

hieß
4 1/2
tenv
liger
beitr
nicht
hau
amte
verfi
diese
ihre
seien
sollt
Arb
leug
tiges
muß
fällt
steu
Zeit
bau
des
aus
auch
schli
Mii
scha
wen
steu
Bei
tom
eige
er
daß
ger
ei

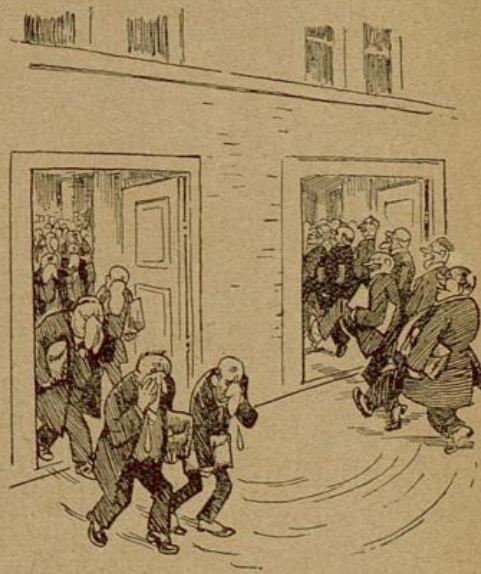
nen
abd
geb
der
Mi
Reg
sch
ton
sich
die
der
sag
ma
fass
ren
all
gut
gef
der
Al
der
get
all
sag
Be
nel
ha
me
so
an

hieß es, die Beiträge müssen von 3½% auf 4½% hinaufgesetzt werden. Dafür soll die Krankenversicherung verbessert werden, damit die billiger arbeiten kann und man den Krankentassenbeitrag erniedrigen könne. Und doch langt's noch nicht. Jetzt hat der Finanzminister Moldenhauer verlangt, die Festbesoldeten, also die Beamten und Angestellten, die keinen Arbeitslosenversicherungsbeitrag zahlen müssen, mühten in dieser Not helfen. Sie hätten keine Sorgen um ihre Arbeitsstelle, da sie in unkündbarer Stellung seien. Jetzt sollten sie ihren Beutel aufstun. Sie sollten von ihrem Gesamteinkommen 4% für die Arbeitslosen hergeben. Der Hintende kann nicht leugnen, daß er in diesem Gedanken etwas Wichtiges findet. Wenn Notzeit über ein Volk kommt, muß eben jeder, auch wenn es ihm noch so sauer fällt, dazu die Hände hergeben, daß der Not gesteuert wird. Ein König in Israel hat in schwerer Zeit, als die Feinde drohten, eine Grenzfestung bauen lassen und hat alle Einwohner seines Reiches zur Arbeit aufgerufen. „Sie sei niemand ausgenommen,“ hat er gesagt. „So gilt es halt auch in Deutschland: „Niemand kann sich ausschließen, wenn Not an Mann geht!“ Aber der Minister Moldenhauer hat die Schraube gleich zu scharf angezogen. 4 Prozent ist ein Haufen Geld, wenn man schon 10 Prozent vorher an Staatssteuer zahlen muß und an anderen Steuern und Beiträgen noch allerhand dazu aufgebremmt bekommt. Was bleibt dann schließlich noch für den eigenen Sad? Vor allem war's unklug, daß er die Steuer nicht „gestaffelt“ hat, das heißt, daß er bei den kleinen Einkommen nicht einen geringen Prozentsatz, bei den höheren Einkommen einen größeren Prozentsatz genommen hat.

Ehe allerdings Moldenhauer mit diesen Plänen herausgerückt ist, hat die Regierung Müller abdanken müssen. Eine neue Regierung hat sich gebildet mit dem Zentrumsmann Brüning an der Spitze. Aber es war ein lustiges Bild, die Minister aus dem Kabinett Müller sind aus dem Regierungshaus links weinend im Abschiedsschmerz heraus und rechts lachend mit dem Willkommenruch wieder hineingegangen. Als man sich die neue Regierung besah, waren es einfach die alten Leute wieder. Aber sie haben sich wunder wie stolz gebärdet. Sie haben nämlich gesagt: wenn der Reichstag ihnen Schwierigkeiten mache, würden sie den § 48, Abs. 2 der Reichsverfassung in Geltung treten lassen, wonach in schweren Notzeiten die Regierung ohne Parlament alles veranlassen kann, was ihr für das Vaterland gut zu sein dünkt. So heiß wird aber nichts gegeben, als gefocht wird. Und sie haben vorerst den § stehen lassen, wo er steht, nämlich im Buch. Allerdings, die Beamten im Reich haben gegen den unsanftesten Griff nach ihrem Geldbeutel sich gewehrt, mit Recht. Denn der Geldbeutel der allermeisten ist recht schmal. Und sie haben gesagt, warum sollen denn auf einmal gerade die Beamten die Last des Reiches auf ihre Schultern nehmen und viele andere, die mitten im Schmalzhasen sitzen, können sich ins Fäustle lachen, weil man ihnen nicht an den Bundriemen kann? Und so ist auch dem Minister Moldenhauer nichts anderes übrig geblieben, als seinen Hut zu ziehen

und zu sagen: „Ich danke ab!“ Was jetzt wird, weiß der Hintende dato noch nicht.

Noch eine Not ist in Deutschland von Jahr zu Jahr gewachsen: die Not der Landwirtschaft. Das Bauerngeschäft rentiert immer weniger. Die Früchte und das Vieh erzielen unzulängliche Preise. Dabei merkt man nicht, daß das Brot und das Fleisch billiger wird. Eher teurer! Ein besonderes Uebel war, daß der Roggen, der in Deutschland gebaut wird, nicht mehr gekauft worden ist. Das Ausland hat ihn billiger geliefert. Nun hat man die Kornzölle erhöht und hat ins Volk hineingerufen: „Eßt Roggenbrot statt Weizenbrot!“ Ob dieser Mahnruf was geholfen hat, weiß der Hintende nicht. Vor allem ist die Landwirtschaftsnot groß geworden im deutschen Osten. Massenhaft sind dort die Gutsarbeiter und Tagelöhner, aber auch die kleinen Bauern weggezogen und nach den großen Städten gegangen, wo sie hofften, ein besseres Los zu finden. Meilenweit traf man keinen Menschen mehr an auf langen Güterwegen. Und vom Osten her sind die Polen gekommen und haben sich auf dem menschenleeren Land niedergelassen. Ein kostbares Stück deutschen Bodens ist in Gefahr gewesen, dem deutschen Wesen und Leben verloren zu gehen. Da hat sich das Reich entschlossen, eine „Osthilfe“ zu leisten. Vor allem soll den Gutsbesitzern, von denen man annehmen kann, daß sie ihre Güter zu erhalten



Die Minister des Kabinetts Müller sind links weinend aus dem Regierungshaus heraus und rechts lachend ins Kabinett Brüning wieder hineingegangen.

imstände sind, Darlehen gegeben werden bis zu einem Zehntel des Wertes ihres Grundstückes. Ferner soll eine deutsche Ablösungsbank geschaffen werden. Eisenbahnen sollen gebaut werden, um den Absatz des Bodenertrages zu befördern. Insgesamt will das Reich in 5 Jahren eine Bürgschaft von 550 Millionen leisten, ebenso hat Breu-

als
Ber
ig.
die
nen
sich
wen
gen
den
1700
ma-
chen
aag-
und
eine
müß-

Dr.
kein
Ende
einer
öhen.
n der
beits-
nn in
ganz
einge-
er ge-
Baren
worden
ll ge-
„Jetzt
o müß-
nd die
et hat-
ist von
schließ-
schland
llionen
n man
llionen
n etwa
abei ist
e ganze
t Krisis
schleht
anteroht
en joge-
einge-
ld. Da-
en kann
wäre ein
ot steden
Arbeits-
unter den
sicherung
Sie hat
hen müs-
n vorge-
Denn das
Schulden
e es nicht
rag, den
beitslosen-
½% hin-
30 wieder
31. März

ßen große Bürgschaftssummen zugesagt. Im Jahr 1930 steuert das Reich rund 126 Millionen bei. Wie fürchtbar die Not ist, davon zeugt ein Lied, das die 50 000 Bauern von Ost- und Westpreußen, die sich unter der schwarzen Fahne zusammengeschart haben, zu singen pflegen und das mit den erschlitternden Worten endet: Schwarz ist die Sorge, Schwarz unser Brot und Schwarz ist die Fahne der Bauernnot! Der Hintende greift mit beiden Händen nach den schwieligen Fäusten der Bauern im deutschen Osten und ruft ihnen zu: Haltet aus — wir lassen euch nicht im Stich!

Daß in solcher Zeit nicht viel gebaut werden kann, ist nicht verwunderlich, und so ist nicht nur die alte Wohnungsnot noch grimmig genug, sondern das Bauhandwerk liegt auch darnieder, und wenn die Handwerker und die Bauern nichts verdienen, kann nichts gekauft werden. So dreht sich das deutsche Vaterland mit seiner Not im Kreise herum wie ein Hündlein, das nach seinem Schwanz schnappt — und niemand weiß Rat und Ausweg.

Wenn nur wenigstens sonst Ordnung und Eintracht wäre! Aber die Parteien gehen aufeinander los, als ob sie die bissigten Feinde sein müßten! Kommunisten und Nationalsozialisten schlagen sich gegenseitig die Köpfe blutig. Der Thüringer Minister Dr. Frick, der Nationalsozialist ist, hat mit dem deutschen Innenminister Severing Handel bekommen, und der Innenminister hat den Thüringern die staatlichen Zahlungen für die Thüringische Landespolizei gesperrt. Daß Gott erbarm! Als ob wir in Deutschland nichts nötiger hätten, als uns das bißchen Frohsinn, das uns noch geblieben ist, mit politischem Pfeffer zu bestreuen! Dem Hintenden hat's in der Seele gejammert! Das ist die viel gerühmte Freiheit, von der man anno 18 den Mund voll genommen hat . . .

Einen häßlichen Skandal hat's auch gegeben. In Berlin haben drei Gebrüder Sklarek sich in übelster Weise bei den Kleiderlieferungen für die städtischen Wohlfahrtsämter und Fürsorgestellen bereichert. Und wie die Sache herauskam, haben sie kaltblütig eine ganze Anzahl von Magistratspersonen in ihre üble Brühe mit hineingezerrt, weil die sich von ihnen haben allerhand Präsenzien machen lassen. Sogar der Oberbürgermeister Böß ist darob zu Falle gekommen! Gerade noch mit einem blauen Auge ist er aus der Untersuchung herausgegangen. Einst war das deutsche Beamtentum der Stolz des Volkes, unantastbar, unbestechlich! Soll uns auch dieser Ruhm verloren gehen? Der Hintende hat zu viel Vertrauen auf die deutsche Redlichkeit und Treue, als daß er sich irre machen ließe in seiner guten Meinung von dem deutschen Beamten. Großstädte sind glücklicherweise nicht Deutschland. Die Blüten, die aus dem Sumpf wachsen, sind anders als die Blumen der Bergmatten.

In der Welt der Nachbarvölker sieh'ts übrigens auch nicht gerade rosig aus. Die großen Seemächte Amerika, England, Frankreich, Japan, Italien sind in London zusammengekommen, um über die Flottenabrüstung zu verhandeln. Das hätte der hochmütige Engländer nie geglaubt, daß er einmal so weit kommen werde. Aber es ist

ihm nichts anderes übrig geblieben. Er hat gesehen, daß der Amerikaner eine Riesenflotte baut, und wenn der John Bull sich noch so sehr anstrengt — gegen den Dintel Sam geht ihm doch der Atem aus. Mit den amerikanischen Milliarden hält kein englisches Rennpferd den Wettlauf aus. Wie denn überhaupt Amerika sich je länger je mehr zum Weltherrscher ausbildet. Den Welthandel hat es schon zu einem großen Teil in der Tasche. Und das Weltportemonnaie gehört ihm längstens. Da ist es dem Engländer schweiß unter dem Hut geworden. Er hat sich gesagt: „Bei Zeiten mach' Frieden, daß nicht schließlich statt des Friedens die Niederlage kommt!“ Gut rechnen kann er ja, der Engländer. Drum ist der englische Ministerpräsident Macdonald Ende September nach Amerika hinübergefahren, um dort gut Wetter zu machen. Wieviel er erreicht hat, ist schwer zu sagen. Man hat ihn gefeiert mit hundert und aberhundert Essen und Aufführungen und Veranstaltungen. Aber der Amerikaner hat ein Wörtlein gesagt, das dem Engländer nicht lieblich in den Ohren geklungen haben mag: „Freiheit der Meere“ müsse sein! Das heißt, wenn wieder einmal Krieg ist, darf der Engländer die Handelsschiffe der feindlichen Nationen und der neutralen Nationen nicht mehr auf dem offenen Meere untersuchen, wie er's bis jetzt gemacht hat. Sondern erst wenn das Handelsschiff bis auf 30 Kilometer an sein Heimatland herangekommen ist, darf es untersucht werden. Aber die Langrohrgeschütze reichen noch weiter als 30 Kilometer. Wenn da ein englisches Kriegsschiff heranzufahren wollte, wäre ihm gleich der Garauß gemacht. Wird die „Freiheit der Meere“ wirklich einmal Geseß, dann ade englische Kapertunst! Dann gibt's keine Konterbände mehr zu machen wie anno 14—18! Aber der Engländer hat das fatale Wörtlein vorerst geschluckt; und dann haben der englische Ministerpräsident Macdonald und der amerikanische Staatspräsident Hoover eine gemeinsame Einladung an die Seemächte losgelassen. Die sollten kommen, über eine Abrüstung zur See gemeinsam zu beraten. Du liebste Zeit! Was war das eine lange Konferenz in London! So lang wie die zweite Konferenz im Haag, und schließlich ist so gut wie nichts herausgekommen. Das heißt: die Amerikaner und die Engländer sind handelseins geworden. Ihre Flotten sind gleich groß. Und das heißt: Wir zwei fangen nie miteinander Handel an. Einer hat vor dem anderen einen heiligen Respekt. Drum lassen wir uns in Zukunft in Frieden.“ Das ist wenigstens etwas. Aber die beiden ehemaligen „Verbündeten“ Frankreich und Italien, sind schwer hintereinander gekommen. Der Franzose hat partu die größere Flotte haben wollen. Er müsse nicht bloß seine Küste verteidigen, er müsse auch Ägier, Tunis, Westafrika mit seinen Schiffen überwachen, hat er geschrien. Und der Italiener hat auf seinen langen Rohrstiefel hingewiesen, — sein Land sieht ja wie ein Reiterstiefel aus — und gefragt: „Wenn man so eine Küste schützen soll, kann man da mit ein Duzend Schifflein auskommen?“ Im Grund genommen hat es sich natürlich um ganz andere Dinge gehandelt. Der Italiener ist schon lang verschnupft gegen Frank-

reich
gen
und
der
Flot
so
Gra
Her
so
zwei
sie
die
Fra
den
eine
raff
Gra
Wel
hat
Wal
und
Kin
das
Und
lein
Ver
geiß
die
grün
Kon
Wol
eleg
gesu
war
ital
jüng
heri
geiß
ist
ein
Frei
mit
strol
sam
gew
16,
schö
wol
frei
tret
Bel
Mil
als
sei.
so
liat
sich
Cre

wie
Mi
dem
mac
Kal
fäh
Der

reich, weil ihm der Franzose in Nordafrika nicht genug Land gegeben hat nach dem Weltkriege, und nun ist er argwöhnisch geworden und meint, der Franzose wolle das Mittelmeer mit seiner Flotte beherrschen und ihn, den Italiener, immer so ein bißchen unter der Faust behalten. Der Franzose ist aber nicht gewillt, dem Italiener die Herrschaft über das Mittelmeer zu überlassen, und so laufen die beiden um einander herum, wie zwei wilde Katzen, die nur darauf spähen, wie sie einander am besten packen können. Was haben die zusammen in die Welt hinausposaunt! Der Franzose hat sich sogar nicht einmal geschämt, auf den neuen deutschen Kreuzer hinzuweisen, der vor einem Jahr gebaut worden ist. Der sei ein solch raffiniertes Werk der Schiffbaukunst, daß er Frankreich bedrohe! Da hat aber doch die ganze Welt sich den Bauch gehoben vor Lachen. Das hat ausgesehen, wie wenn zwei Kinder in einem Waschbecken ihre Blechschifflein schwimmen lassen und mit dem Magnetstäbchen leiten. Das eine Kind hat das ganze Becken voller Schifflein, und das andere hat ein einzigs „gohäns“ Rächlein. Und doch schreit das andere: „Ich will dein Schifflein auch noch.“ So was von Niederracht und Verlogenheit ist selbst in der verlogenen Weltgeschichte selten dagewesen. Aber schließlich haben die zwei Gegner, Frankreich und Italien, sich so gründlich in den Haaren gehabt, daß die Londoner Konferenz auseinander gegangen ist, ohne ein Wort der Verständigung. Nicht einmal eine elegante Phrase haben die phrasenreichen Romanen gefunden, um ihren Zwist zu beschönigen. Aus war's — und aus ist's zwischen den zweien. Der italienische Minister Grandi hält allerhand verfängliche Reden. Es sei Zeit, daß man die bisherige Politik gründliche ändere! Verträge, die geschlossen seien, müßten durchgesehen werden — das ist ein deutlicher Hinweis auf Versailles — es könne sein, daß Freunde von gestern nicht mehr die Freunde von morgen seien. Ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl! Wenn Frankreich so gar stöblig sei, könne man auch mit Deutschland zusammengehen! Aber der Deutsche ist vorsichtig geworden. Er hat zu viel Lehrgeld bezahlt anno 16, als daß er so geschwind ein Tänzlein mit der schönen Maid unterm Hahnenfederhut wagen wollte. Und doch! Wer weiß! Die Franzosen kreischen überlaut. Und das ist allemal ein Zeichen, daß einer eifrig auf die Hühneraugen getreten worden ist. Sie sind bedenklich geworden. Behaupten, die Italiener hätten eine Masse Militär an die Westgrenze geworfen, und tun so, als ob schon wieder ein Krieg in bedrohlicher Nähe sei. Vielleicht aber ist das Geschrei nur deshalb so arg, daß das französische Volk die vielen Milliarden sich abpressen läßt, die diese ewige französische Rüsterei kostet. Die Herren Schneiderkreuzot werden's ja wohl wissen.

Die Franzosen haben übrigens im November wieder einmal ein neues Kabinett erhalten. Der Ministerpräsident Briand mußte abdanken und dem seitherigen Innenminister, Tardieu, Platz machen. Briand ist aber Außenminister im Kabinett Tardieu geblieben. Tardieu ist ein sehr fähiger Kopf, der früher ein radikaler Gegner Deutschlands gewesen ist, sich aber im Lauf der

Zeit zu dem Briand'schen Standpunkt der Versöhnung mit Deutschland „bekehrt“ hat. Er hat die Regierung recht straff in die Hand genommen, so daß man eine Weile geglaubt hat, Briand könne es neben ihm nicht aushalten. Aber die zwei sind scheinbar recht gute Freunde geworden und gehen brüderlich Hand in Hand. Saslau sind sie alle zwei, und die deutschen Staatsmänner müssen recht auf der Hut sein, daß sie nicht von ihnen über den Löffel halbirt werden! Einen großen Toten hat Frankreich gehabt: am 24. November starb Georges Clemenceau im Alter von 88 Jahren! Der leidenschaftlichste und gründlichste Deutschenhasser, der je gelebt hat. Der einst im Jahr 71 gegen den Frieden mit Deutschland gestimmt hat, und der mit einer zähen Verbissenheit für die Wiedergewinnung von Elsass-Lothringen gekämpft hat. Im Jahr 17 hat er — ein 76jähriger Mann! — als Ministerpräsident den französischen Widerstand mit einer riesigen Energie aufgepeitscht, bis es ihm vergönnt ward, in Straßburg einzuziehen! Eine Riesengestalt der neueren Weltgeschichte. Wir können ihm aber nie vergessen, daß er das scheußliche Wort gesagt hat: „Es sind 20 Millionen Deutsche zu viel auf der Welt!“ Nach seinem Testament wurde er in einem kleinen Dorf der Vendée, wo er geboren ist, an der Seite seines Vaters begraben.

Der Italiener arbeitet unverdrossen an dem Wiederaufbau seines Volkstums. Er bringt Großes fertig. Dies Land hat kaum Arbeitslose! Es blüht wunderbar auf. Allerdings müssen die Italiener Ordre parieren. Sogar bis auf das Brot, das sie essen, und auf den Reis, den sie zum Mittagessen auf den Tisch kriegen. Merkwürdig, wie dies heißblütige Völklein schweigsam und gehorjam geworden ist. Die Südtiroler freilich haben sich die Italianisierung mit Zähneknirschen gefallen lassen müssen. Aus den Schulen ist die deutsche Sprache verbannt. Nicht einmal auf den neuerrichteten Grabsteinen duldet man ein deutsches Wort. Nur der Religionsunterricht, den die Pfarrer erteilen, findet in deutscher Sprache statt. Die Leute von der Kirche sind steifnagig geblieben. Mit den Nachbarstaaten sucht der Italiener allerhand Bündnisse abzuschließen. Sogar mit dem Oesterreicher ist er gut Freund geworden. Was kein Mensch geglaubt hätte! Der österreichische Bundestanzler Schober ist nach Rom gefahren und hat einen hohen italienischen Orden bekommen. Man sagt davon, daß die zwei Staatsmänner, Mussolini und Schober, geheime Abmachungen wegen der zukünftigen österreichisch-italienischen Politik getroffen hätten. Jedenfalls werden seither die Südtiroler glimpflicher behandelt. Mit den Ungarn ist Mussolini schon lang ein Herz und eine Seele. Es gibt Leute, die das Gras wachsen hören, und die sagen, Mussolini werde sogar dafür sorgen, daß der Habsburger Otto wieder König von Ungarn werde. Und dann werde ein großes Bündnis abgeschlossen, das nach und nach ganz Südeuropa unter Führung Italiens zusammenfassen werde.

Der Oesterreicher Schober hat aber noch eine andere Reise gemacht. Er ist auch nach Paris gefahren und hat dort um gut Wetter für sein armes Land gebeten. Er hat schon bei den Ver-

handlungen der zweiten Haager Konferenz merkwürdiges Glück gehabt. Die Franzosen haben ihm dazu geholfen, daß Oesterreich seine Kriegsschulden vom Weltkrieg her, die ihm durch den Vertrag von Trianon aufgebürdet worden sind, geschenkt wurden. Hei, was haben die Wiener gesucht, wie er heimkam! Alle schönen Walzer von der blauen Donau sind wieder gespielt worden. Und den armen Leuten an der Donau, denen es lang nicht mehr ums Walzertanzen gewesen ist, hat wieder einmal ein froher Tag geschiene. Aber das Land steckt elend in der „Bredouille“. Es ist vom Meer abgeschnitten, und sein Handel kann sich nicht entsalten. Darum braucht es Geld und abermals Geld! Dann ist Herr Schober nach Paris gefahren. Dort scheint er Geld bekommen zu haben. Aber er hat auch allerhand Dinge versprechen müssen, die ihm nicht ganz leicht gefallen sein mögen. Es ist um die Frage des „Anschlusses an Deutschland“ gegangen. Davor haben die Franzosen immer noch Bauchweh. Und Herr Schober scheint mit einem feinen Lächeln gelagt zu haben, daß es dazu noch gute Wege habe. Er hat das Wort gesprochen, daß „Deutschland und Oesterreich eine Nation, aber zwei Völker seien“. Das kann man auslegen, wie man will. Entweder heißt das: „Jetzt sind wir noch zwei Völker. Aber wir wissen doch, daß wir zusammengehören!“ Oder es heißt: „Zwar sind wir eines Blutes, aber wir gehen jedes seiner eigenen Wege!“ Wie es der Herr Schober gemeint hat, davon hat er nichts verraten. Der Hintende ist auch gar nicht neugierig. Und dann hat der Bundeskanzler Schober noch etwas versprechen müssen: in Oesterreich sind die „Heimwehren“ ein Bollwerk des Deutschiums. Sie sind in starkem Gegensatz zu den Sozialdemokraten des Landes, und schon mehr als einmal hat man gefürchtet, daß es zwischen diesen beiden „losgehen“ könne. Der Franzose hat immer scheel dazu gesehen. Er hat gemeint, das sei ein Anfang vom Krieg. Drum hat der Kanzler Schober die Bewaffnung der Heimwehren verbieten müssen, und der Führer der Heimwehren, ein deutscher Major Bacht, der einstens im Rapp-Butsch mitgemacht hat und nach Oesterreich geflohen ist — ist des Landes verwiesen worden. Im Flugzeug hat er nach Benedig fahren müssen. Der Hintende fragt sich bei alldem, ob das französische Geld für Oesterreich doch nicht recht, recht teuer geworden ist?

Der Wetterwinkel im Südosten von Europa hat allerhand Gewitter aufziehen sehen. In Jugoslawien — so heißt das bisherige „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ — ist das Deutschtum hart bedrückt worden. Die Ortsnamen müssen jugoslawisch genannt werden. Man muß Maribor sagen, statt Marburg, Zagreb statt Agram. Sogar in dem Elternhaus dürfen die Kinder keinen deutschen Privatunterricht mehr kriegen. Und dabei gibt es einen Völkerbund, der die Rechte der Minderheiten wahren soll! Von den Strafrichtern in Jugoslawien hat man merkwürdige Dinge gehört. Sie bringen die Angeschuldigten zum Bekenntnis, indem sie sie an den Händen aufhängen und ihre bloßen Füße mit dem spanischen Rohr traktieren, bis die Unglücklichen ohnmächtig werden. Sogar eine deutsche Schriftstellerin haben sie so malträtiert! Das scheint jugo-

slawische „Bildung“ zu sein. Wie herrlich weit bringt man's in Europa, das die „Kämpfer für Freiheit und Gerechtigkeit“ von anno 14—18 geschaffen haben! Allen Respekt, Herr Wilson selig, Herr Lloyd George und Kompagnie!

Die Rumänen haben ihren verbannten Kronprinzen Carol zurückgeholt. Echt modern im Flugzeug! Und haben ihn zum König gewählt. Der bisherige König, Karls Sohn Michael, heißt mit einem Mal Kronprinz! Also statt „Majestät“ wird er mit „königliche Hoheit“ angeredet. Das wird dem 8jährigen Jungen den Appetit nicht verderben. An dem ganzen Handel ist der Führer der Bauernpartei, Meniu, schuld. Man könnte es dem vielgeplagten Bauernvolk gönner, wenn es endlich ein wenig zur Ruhe und zur Ordnung käme. Die Herren, die bisher dort oben dran waren, Bratianu und seine Freunde, scheinen mehr für ihren Geldbeutel gesorgt zu haben, als für ihr Land. Man behauptet, der neue König sei deutschfreundlich! Abwarten! Bis jetzt haben wir Deutsche mit unseren sogenannten Freunden nicht viel gute Erfahrungen gemacht. Aber wenn der Hohenzoller sich darauf besinnen würde, daß er deutsches Blut in den Adern hat, würde es den Sinkenden von Herzen freuen.

Und nun geht's in den Osten. Zuerst in den europäischen Osten, von dem man nie recht weiß, wieviel an ihm noch europäisch und wieviel schon asiatisch ist. Das ist das große Rätsel Sowjet-Rußland. Was geht da vor? Wer das so recht wüßte! Jeder, der dort war, sagt was anderes. Die einen kommen: „Dort wird die Weltzukunft geschaffen. Der Sowjet-Staat ist im Keim, was in hundert Jahren überall Blüte und Frucht sein wird.“ Die anderen schütteln den Kopf: „Das ist alles ein ungeheurer Bluff. In Wahrheit ist Rußland nichts als ein einziges großes Elend! Hunger und Kummer — weiter nichts!“ Wer hat Recht? Sie haben einen mächtigen Beherrscher, der heißt Stalin. Der herrscht so unbeschränkt wie einst der Zar. Nach seinem Wint fliegt alles. Er hat einen Plan zur Bewirtschaftung des riesenreiches aufgestellt, der „Fünfjahrplan“ heißt, weil in fünf Jahren er ganz durchgeführt sein soll. Nach diesem Plan soll alles, Handel und Wandel, Industrie und Landwirtschaft vollkommen verstaatlicht sein. Kein einziger Privatbetrieb mehr! Das ist vor allem in der Landwirtschaft sehr schwierig. Auf dem Dorf wird das „kollektiv“ eingeführt. Die „Kulaken“, das sind die Großbauern, müssen all ihr Land hergeben. Dabei muß man wissen, daß einer gleich Kulak genannt wird, auch wenn er nur so ein Stücker zehn Morgen Land sein eigen nennt. Wenn er was hat, heißt er „Kulak“. Dann er ist denen, die nichts haben, ein Dorn im Aug. Nun wird das ganze Dorf zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschweißt. Die Bauern müssen arbeiten, was der Vorsteher gebietet, und dann müssen sie abliefern, was die Regierung festsetzt. Und wenn ihnen gar nichts mehr übrig bleibt. Einerlei, ihr gebt her, was wir haben wollen! Wer unpünktlich abliefern, ist böswillig — und es wird ihm eine größere Leistung aufgebürdet. Wer pünktlich abliefern, ei, der ist wahrscheinlich zu niedrig eingeschätzt. Dann kriegt er auch noch mehr auf den

Bl
ab
ge
we
ab
del
Ha
ge
ge
bei
me
la
me
un
W
la
für
sch
ra
de
im
ha
gel
At
Gi
lid
la
we
Fl
ja
für
fin
jen
fin
an
Si
ton
dr
üb
vö
die
ge
gü
au
Ki
Da
Bi
ma
lid
wa
gel
„G
nä
als
mü
lof
ga
gel
So
La
Ab
ein
Fe
tri
gel
fal
M

Buckel! Mähernten? Das gibt es nicht! Es muß abgeliefert werden, einerlei, ob viel oder wenig gewachsen ist. Und dann die Preise! Elend niedrig war, was der Staat den Bauern bot. Dafür aber standen alle Industrieerzeugnisse auf schwindelnder Höhe. Karst und Spaten, Hut und Schuh, Hammer und Mantel — alles kostete ein Riesengeld. Der Bauer ging in Lumpen. Da haben viele gesagt: „Sogar unter dem Zaren haben wir's besser gehabt. Wozu haben wir Revolution gemacht, wenn wir diese Hölle dafür kriegen?“ Nur laut darf man so was nicht sagen. Sonst kommt man ins Gefängnis zu den Läusen und Wanzen und kann erstickt und verhungert zugleich. Kein Wunder, daß unsere deutschen Bauern, die in Rußland seit 200 Jahren gewesen sind und ihre Siedlungen zu Musterwirtschaften gebildet haben,

Namen der Wochentage haben sie gelassen, aber Samstag und Sonntag haben sie ausgemerzt. Denn die zwei Tage erinnern an die Bibel: Sabbat und Tag des Herrn! Wie es in dem Land aussieht, davon legt ein Bild Zeugnis ab, aus dem Land der Turkmene, das ist eine der fruchtbarsten Fleckchen der Erde. Und heute stehen dort die Frauen „Schlange“ vor den — Brotläden! Das nennt sich „Himmel auf Erden“.

Einmal ist es den Russen aber nicht nach Wunsch ergangen. Das war, wie sie mit den Chinesen Streit angefangen haben. Sie hatten ihre Wähler auch an die ostchinesische Bahn gesandt und dort gegen die chinesische Regierung scharf gemacht. Das war den Chinesen übers Leberle gekrochen, und sie hatten den russischen Oberkommissar mit samt seinen Gehilfen in Charbin



Die Russen sind mit der christlichen Kirche umgesprungen wie die römischen Kaiser zur Zeit der Christenverfolgungen.

Das Glockenerz ist gut für Kanonen. Die Bilderschätze der Kirchen werden zu Geld gemacht, das in den Staatskass' kommt. Natürlich heißt es immer: „Wir wenden keine Gewalt an. Nur wenn die Gemeinde so beschließt, geht der Kirchensturm los!“ Aber wenn nur zwei „Gesinnungstreue“ in einem Dorf sagen, sie nähmen Anstoß an dem Gotteshaus, gilt das schon als Beschluß der Gemeinde, daß die Kirche weg müsse. Und man macht einen Tanzsaal oder Klublokal draus. Sogar an den Kalender ist man gegangen. Man hat die alte Siebentagewoche abgeschafft. Sonntage darf's nicht mehr geben. Sondern jetzt wird's so gemacht: Jeder muß fünf Tage arbeiten. Dann kriegt er einen Ruhetag. Aber heilsteibe nicht alle gleichzeitig. Wenn aus einer Familie drei Köpfe in der Fabrik, auf dem Feld oder im Bergwerk oder sonstwo arbeiten, kriegt jeder von den dreien seinen Ruhetag anders gelegt. Und das läßt sich das russische Volk gefallen. Jetzt gibt es einen Kalender mit zwölf Monaten, die jeweils sechs Wochen umfassen. Die

gefangen genommen und die Diensträume der russischen Bahnangestellten durchsuchen lassen. Es kam zu einem regelrecht kriegerischen Scharmüchel, in denen der Oberkommandierende der Mandschurei, Tschiang Hsy Lian den Oberbefehl führte, aber nicht sehr glücklich. Die russischen Truppen verstanden das Kriegsführen besser. Da legte sich mit einem Mal Amerika durch den französischen Botschafter ins Mittel. Onkel Sam nahm den recht ungeberdigen Sowjetmann am Ohr und führte ihn sachte beiseite und stellte ihn dorthin, wo er sich ein wenig verkühlen konnte. Die Bahn wurde den Russen wieder gegeben, aber ihren abgesetzten Oberkommissar bekamen sie nicht mehr. Außerdem ward ihnen verboten, in China weiter für ihre roten Ideen Propaganda zu machen. Freilich, sie werden sich ins Fäustchen gelacht haben! Wer will denn die Propaganda überwachen, die von Mann zu Mann und von Mund zu Mund getrieben wird?

Ob nicht die vielen kriegerischen Verwicklungen in China irgendwie mit solchen Propaganda-

Arbeiten zusammenhängen? Es ist nicht deutlich zu sehen, was in China eigentlich vorgeht. Nur so viel ist deutlich, daß die Nanking-Regierung, die unter Tschiangkai-scheh steht, wieder einmal von einer Tientsin-Regierung, hinter der General Fenchhüsiang stehen soll, aus dem Feld geschlagen ist. Manche Leute behaupten, daß diese Tientsin-Regierung stark von kommunistischem Geist befeelt sei. Aber der Hintende möchte nicht diese Behauptung ohne weiteres gut heißen. Es wird viel gefabelt über China, und vor allem die englischen Berichtersteller haben ihre Hand im Spiel. Drum heißt's: Frau, schau, wem? Ein unglückliches Land ist China auf alle Fälle. Die Räuberbanden werden täglich frecher. Es sind ganze Räuberarmeen, die brennen, morden, plündern nach Herzenslust. Und niemand ist da, der ihnen zu wehren instande ist. An anderen Orten



Onkel Sam nahm den gewalttätigen Sowjetbuben beim Ohr, damit er den armen chinesischen Nachbarsbuben nicht zu arg verdröse.

herrscht Hungersnot in einem Ausmaß, das alles, was Menschen sich vorstellen, übertrifft. Es sollen sechs Millionen Menschen dem Hungertod ausgeliefert sein. Und in Südamerika liegt so viel Getreide, daß man die Dafen damit heizt, weil man es nicht verkaufen kann! Wenn das nicht eine verrückte Welt ist?

In Ostasien fahren die Junken des revolutionären Geistes überall in die Höhe. In Hinterindien haben die Franzosen mit Aufständen zu kämpfen, die französischen Generale haben kurzen Prozeß gemacht. Die Auführer werden einfach erschossen. Man sagt, die bolschewistische Wühlerei stecke dahinter.

Ebenso hat man das von Indien gesagt. Aber der Hintende glaubt das nicht recht. Mag sein, daß hier und da bolschewistische Gedanken auch dort Eingang finden. Die Agitatoren durchreisen ja die ganze Welt, und wir Deutsche wissen ganz genau, daß wir von ihnen geradezu überschwemmt werden. Allein in Indien handelt es sich doch um etwas anderes. Dort ist der Führer, der

greife Prophet, so muß man ihn wohl nennen, Mahatma Gandhi. Der will seinem Volk die staatliche Unabhängigkeit erkämpfen — aber durch eine merkwürdige Art des Kampfes. Nicht mit Waffen, sondern mit dem Geist soll der Kampf geführt werden. „Nichtwiderstand“ nennt er seinen Kampf nach einem Wort Jesu aus der Bergpredigt: „Ihr sollt nicht widerstehen dem Uebel.“ Die Inder sollen nichts mehr von den Engländern kaufen. Sie sollen ihre Kleiderstoffe selbst weben. Sie sollen leben nur von Nahrungsmitteln, die sie selbst bauen. Sie sollen keine englischen Schulen mehr besuchen. Nicht in den englischen Staatsdienst treten. Dann würden die Engländer es von selber satt kriegen, ein solches Volk zu beherrschen, das nichts von ihnen wissen will und sich vollkommen von ihnen zurückzieht. Jetzt hat der Kampf doch langsam stärkere Formen angenommen. Die Inder brauchen für ihre Speisen, wie wir Europäer, das Salz. Nun haben die Engländer ein Salzmonopol errichtet in Indien. Das will sagen, man kann Salz nur in staatlichen englischen Läden kaufen. Darum hat Gandhi geraten, die Inder sollen selbst Salz aus dem Meer gewinnen, weil die Salzbergwerke und die Salinen alle von den Engländern in Beschlag genommen worden sind. Gandhi hat selbst eine Abteilung Inder an die Meerestüste geführt. Aber bei diesen Märschen hat es doch Zusammenstöße mit der englischen Polizei und dem englischen Militär gegeben. Es hat Tote und Verwundete zu Hunderten gehabt. Gandhi ist ins Gefängnis geschleppt worden. Der Engländer ist merkwürdig geduldig. Er hofft immer noch darauf, daß sich irgend eine friedliche Lösung des Streites erreichen läßt. Er will Indien vielleicht aus einer Kolonie zu einem „Dominion“ vorrücken lassen, d. h. zu einem Land, das sich selber regiert, aber in engster Fühlung mit England bleibt. Doch die Inder wollen völlige Unabhängigkeit. Ob sie die wirklich erreichen? Der Engländer läßt nichts los, was er einmal hat! Und der Hintende fürchtet, daß auch die armen Inder eines Tages die Taze des englischen Löwen in ihrer Schulter spüren müssen. Dann abe Freiheit!

Nun muß der Hintende doch noch einmal nach Europa zurück. Er hat von Spanien zu erzählen, daß dort der Diktator Primo de Rivera seine Diktatur niedergelegt hat und kurz nach seiner Abdankung in Paris gestorben ist. Sein Leichnam ist nach Spanien gebracht und dort mit hohen Ehren begraben worden. Eine Zeitlang hat's ausgesehen, als ob die republikanische Partei in Spanien bedrohlich ihr Haupt erheben und den König Alfons fortjagen wolle. Aber es scheint doch der König beim Volk so beliebt zu sein, daß er sich zu halten vermag. Er will mit einer gemäßigten demokratischen Regierung sein Heil versuchen. Merkwürdig ist, daß unter seinen Ministern ein Herzog von Alba sich befindet, ein Nachkomme des finsternen Senfers der Niederländer. Der Nachkomme muß aber nicht so blutdürstig sein wie sein Vorfahr, sondern ein freiheitlich gesinnter Mann, der dem Volke geben will, was des Volkes ist.

In Portugal war ein wüster Mord. Der deutsche Gesandte, ein Herr von Balthand, ist von

einem Irren durch Revolvergeschüsse getötet worden. Schade um den Mann! Er war einer der tüchtigsten der Diplomaten. Wir hätten ihn noch sehr nötig brauchen können.

In Deutschland ist ein großer Tag gewesen, als der Zeppelin die ganze Welt umflog hat. Davon erzählt der Hinkende an einem anderen Platz dieses Kalenders. Und ein weiterer großer Tag, als der Zeppelin nach Südamerika flog und damit die Hoffnung erweckte, es werde ein regelmäßiger Luftschiffdienst zwischen Lissabon und Pernambuco eingerichtet werden können. Der Flug des Luftriesen ist immer wieder ein Aufblitzen des deutschen Geistes, der sich nicht unterkriegen läßt, auch durch die schlimmsten Zeiten nicht. Noch eines Toten möchte der Hinkende gedenken: am 6. Oktober ist Prinz Max v. Baden im Krankenhause in Konstanz verschieden und dann auf seinem Schloßgut Salem beigesetzt worden. Es war der letzte Reichkanzler des kaiserlichen Deutschland. Ein Mann von edlem Willen und großer Liebe

vor allem zum einfachen Volk. Einer, der das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat und der in ruhigeren Zeiten sicherlich für das badische Volk, dessen Herrscher er nach dem Tode von Großherzog Friedrich II. geworden wäre, ein großer Segen geworden wäre. Sein tragisches Schicksal war, daß er in einem Augenblick zur höchsten Macht im Reich berufen ward, in dem schon alles verloren war. Er hat selbst damals gesagt: „Wie schad, daß ich fünf Minuten nach zwölf Uhr Kanzler geworden bin!“ Der Hinkende denkt wehmütig des feinen Geistes, den er persönlich gekannt und sehr hoch geschätzt hat!

Und nun schwenkt der Hinkende trotz all dem vielen Herzeleid, von dem er hat erzählen müssen, seinen Dreispitz und ruft seinen Lesern zu: Kopf hoch und das Herz in beide Hände gefaßt! Deutschland ist nicht verloren, wenn es sich nicht selber verloren gibt! Und davor, daß wir an uns selbst verzagen, behüt uns Gott der Herr!

Der Fund.

Von Auguste Supper.

Am Dorfsende, in einem mehr geräumigen und soliden, als gerade schönen Backsteinhaus, das die Leute ehrfürchtig „Die Villa“ nannten, wohnte der alte Herr Rau mit seiner ebenfalls alten, aber noch sehr rüstigen und tätigen Haushälterin.

Als Maschinenfabrikant, so hieß es, habe der Mann sich seiner Zeit ein Vermögen erworben. Andere wollten wissen, er sei kaufmännischer Leiter in einer Maschinenfabrik gewesen. Es kam den Leuten im Dorf nicht so genau darauf an; sie hatten gar nicht die nötige Zeit, um über die Vergangenheit des „alten Rau“, wie man ihn gemeinhin nannte, viel nachzuforschen oder nachzudenken.

Daß er einmal sehr viel Geld gehabt habe und ein prächtiges Haus in der Stadt, das ließ die Haushälterin, die strenge und gefürchtete „Frau Maier“, ihren wenigen Günstlingen aus dem Dorf gegenüber durchblicken. Daß er auch jetzt noch ein reicher Mann sei, das war die Ueberzeugung aller, die an dem roten Haus mit seinem weitläufigen, ein wenig verwilderten Garten vorübergingen. Zwischen reich und sehr reich sahen die Dorfleute keinen rechten Unterschied: sie sahen ihn nur zwischen reich und arm; denn in der Armut kannte man sich in Lochstett leider nur allzu gründlich aus.

Warum Herr Rau gerade in dieses weltentlegene, arme Dörflein gezogen, sich da die rote „Villa“ gebaut und den großen Garten angelegt hatte, das mochte der liebe Gott wissen. Menschen konnten keinen vernünftigen Grund dafür finden, denn Lochstett lag weder in reizvoller Gegend, noch hatte es eine interessante

Vergangenheit, oder gar eine vielversprechende Zukunft. Auch genossen die Lochstetter nicht gerade des allerbesten Rufes. Die Verbindung mit Welt und Weltverkehr stellte ein wöchentlich dreimal fahrender Autobus her, und wenn höhere Gewalt eingriff, das heißt, wenn nach langen Regenzeiten die Straße grundlos wurde, oder wenn tiefer Schnee lag, oder Glatteis eintrat, dann war Lochstett seinem Schicksal überlassen, und der Autobus mußte tatenlos zusehen.

Aber vielleicht war gerade das, was manche Leute abgeschreckt hätte, für Herr Rau der Grund gewesen, Lochstett zum Alterssitz zu erwählen. Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, und wie die Leute zu ihrem Geschmack kommen, das ist oft eine lange und meistens ganz verborgene Geschichte. Leichter zu sagen ist, warum und wieso Frau Maier nach Lochstett kam. Einfach, weil ihr Herr dorthin zog. Gegen vierzig Jahre war sie jetzt im Haus, und wo dieses Haus stand, das war im Grunde nebensächlich. Sie hatte es mit ihrem Herrn und dessen Haushalt zu tun, nicht mit Lochstett, oder überhaupt mit der Geographie. Stadt und Dorf, Länge- und Breitegrad ging sie nichts an; aber Wäsche und Kleider, Essen und Trinken, das ganze Behagen und Leben ihres Herrn war ihr auf die Seele gebunden, seit die Frau tot war. Und in dieser Hinsicht stand sie ihren Mann.

Nicht als ob der „alte Rau“ bei Frau Maier in allzu sanfter Hand und Pflege gewesen wäre! Ihre Treue war ziemlich stark zu Tyrannei verkalft, ihre Fürsorge schlug leicht ins Herrische,